

„Kein Kind muss dankbar dafür sein, dass es auf der Welt ist“



PRIVAT

Über die Frage nach ihrer Mutter müssen die meisten Menschen nicht lange nachdenken. Petra Welkers schon, sie nimmt sich Zeit, denn eigentlich sind es drei Frauen, die diese Rolle in ihrem Leben hatten, zwei davon nur auf dem Papier. Zu ihrem Glück gab es eine dritte, die zunächst viele Jahre ihre ältere Stiefschwester war. Ein verworrenes Beziehungsgeflecht, das Welkers erst mit Anfang 50 zu entwirren begann. Jetzt hat die Erziehungswissenschaftlerin darüber ein Buch geschrieben. Die Suche nach der Herkunft, sagt sie, lohnt sich, auch wenn sie sehr schmerzhaft sein kann.

Frau Welkers, Sie sind Jahrgang 1965, kamen als Baby in eine Pflegefamilie und wurden später zweimal adoptiert. Was verbinden Sie mit dem Begriff Mutter?

Schwierige Frage. Die Mutter, die mich geboren hat, konnte nicht meine Mutter sein. Dann war ich fast ein ganzes Jahr mutterlos im Kinderheim. Die Pflegemutter, ich nenne sie heute Oma, die ich danach hatte, war schon 54 Jahre alt als sie mich aufnahm, auch mit dem Gedanken, dass ich mich im Alter um sie zu kümmern hätte. Ich habe sie nie als Mutter gefühlt, obwohl ich sie

Welche Rolle spielt die Mutter? Petra Welkers wurde adoptiert und hat dieses Thema lange von sich weggeschoben. Bis sie sich in einer Lebenskrise auf die Suche nach ihrem Geburtsgeheimnis macht

immer Mama genannt habe. Ich habe trotzdem nie bezweifelt, dass sie meine Mama ist, bis mir als Teenager im Biologie-Unterricht auffiel, dass das vom Alter her biologisch gar nicht sein kann.

Und dann haben Sie Fragen gestellt?

Ich wollte von meiner damaligen Stiefschwester wissen, wie das sein kann. Alle anderen hatten junge Mütter, meine hat sich mit mir in der Öffentlichkeit kaum gezeigt, hat mich nicht zum Kindergarten oder zu Freizeitaktivitäten gebracht. Alles, was Mütter eigentlich so machen, hat damals meine Stiefschwester übernommen, an die ich mich auch mit meinen Sorgen und Problemen gewendet habe. Je älter ich wurde, desto enger wurde die Bindung zu ihr. Wenn ich sie nicht gehabt hätte, wäre ich bestimmt nicht so ein bindungsfähiger Mensch geworden.

Ihre damalige Stiefschwester wurde zur „Mutter des Herzens“.

Ja. Und nur sie bezeichne ich heute als meine Mutter. Sie war 24 Jahre alt, als ich in die Familie kam, und hat sich am meisten um mich gekümmert. Sie war meine wichtigste Bezugsperson, ich bin mit später mit ihrem Ehemann und deren beiden Söhnen geschwisterlich aufgewachsen, wir waren zusammen im Urlaub. Sie hat dafür gesorgt, dass ich ins Gymnasium ging und studieren konnte und aus dem Vorsorgemodell für die Oma herauskam. Meine Mutter durfte sie aber erst sein, als ihre Mutter, die Pflegeoma, die mich adoptiert hatte, gestorben war. Da war ich 42 Jahre alt und hatte schon eigene Kinder. Dass sie mit ihrem Mann trotzdem noch alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, um mich noch adoptieren zu können, war für mich überwältigend schön. Es hat sich für uns alle endlich richtig angefühlt. Wir haben das mit einem großen Familienfest gefeiert.

Was hat Sie motiviert, diese schwierige Geschichte nach so vielen Jahren zu veröffentlichen?

Ich möchte anderen Adoptierten Mut machen, sich mit ihrer Herkunft zu beschäftigen, insbesondere jenen, die inkognito adoptiert wurden, die also ihre leiblichen Eltern nicht kennen. Es muss natürlich jeder für sich entscheiden, ob er sich auf diesen Weg macht. Mir hat es geholfen, darüber zu schreiben und zu reden und mich so mit meiner Vergangenheit auszusöhnen. Ich habe die Suche nach der Wahrheit aus Loyalitätsgründen viel zu lange verdrängt und vor mir versteckt.

Was hatte das für Folgen?

Ich bin einer Lüge aufgewachsen, die sogar in meiner Akte steht: Mein leiblicher Vater hat dem Jugendamt erzählt, meine Mutter hätte die Familie verlassen, um sich ein schönes Leben zu machen, sie hätte ihn betrogen und ich sei ein uneheliches Kind. Deswegen wolle er nichts mit mir zu tun haben und würde mich weggeben.

Warum haben Sie das angezweifelt?

Ich hatte mit Anfang 50 einen Burnout und begann eine Psychotherapie, in den Gesprächen kam ganz viel von der Familiensituation hoch, so dass ich mich entschloss, dieser Geschichte auf den Grund zu gehen. Das war für mich ein großer Schritt.

Was haben Sie herausgefunden?

Ich konnte über das Jugendamt Kontakt zu meinem leiblichen Bruder aufnehmen, der mir die wahre Geschichte erzählt hat. Ich bin das leibliche Kind meines Vaters, das haben mein Bruder und ich inzwischen mit einem DNA-Test bewiesen. Mein Vater war Alkoholiker und gewalttätig gegen meine Mutter und gegen die anderen sechs Kinder. Meine Mutter war mit der Situation



„Auf Kindheitsfotos lache ich nie.“

einer weiteren Schwangerschaft vollkommen überfordert und hatte keinerlei Hilfe.

Was passierte mit Ihrer leiblichen Mutter?

Mein Vater hat ihr die Affäre unterstellt, damit er sie rausschmeißen und eine neue Frau ins Haus holen konnte. Die Behörden haben seine Version geglaubt, deswegen wurde meine Mutter später schuldig geschieden. So war das in den 60er Jahren, Frauen in solchen Notlagen wurden gesellschaftlich geächtet. Wie es ihr weiter erging, weiß ich nicht, ich habe da so bestimmte Phantasien und hoffe, dass die nicht zutreffen. Ich kenne ihren letzten Wohnort, der in einer üblen Gegend lag. Sie ist 1986 gestorben, ohne Kontakt zu ihrer Familie, und bekam ein Armenbegräbnis, ihre Grabstelle war schon eingeebnet, als ich mit meinen Nachforschungen begann.

Erinnern Sie sich an den Moment in Ihrer Kindheit, als Sie erfuhren, dass Ihre „Mama“ gar nicht Ihre Mutter ist?

Es war ein Schock. Damals war ich 13. Ich kam aus der Schule mit dem Wissen aus dem Sexualkunde-Unterricht und habe meine Schwester, später zweite Mutter, gefragt, wie es sein kann, dass meine Mama so alt ist. Man hätte denken können, dass alle auf diese Frage vorbereitet waren, es hätte ja auch schon früher passieren können, dass sich ein Nachbarkind verplappert. Erst wurde ziemlich rungedrückt und dann wurde mir kurz, sachlich und knapp erklärt, dass meine Pflegeoma gern noch ein Kind großziehen wollte und mich aus dem Waisenhaus gerettet habe. Sie habe mich ausgesucht, weil ich so lieb gelächelt und die Ärmchen ausgestreckt hätte.

Wie haben Sie das aufgenommen?

Ich empfand einen großen Vertrauensbruch und hatte enorme Wut auf die Frau, die mich geboren und weggegeben hat. Dieses Gefühl war beherrschend, ich konnte nicht mal weinen. Ich war schon immer ein introvertiertes Kind, aber danach habe ich dichtgemacht. Mir wurde dann noch klargemacht, dass das doch ein großes Glück für mich war. Danach wurde nicht mehr darüber gesprochen und ich habe auch nicht nachgefragt.

Sie wurden von Ihrer Pflegeoma physisch und psychisch misshandelt. Passierte das auch den leiblichen Kindern oder lag das daran, dass Sie adoptiert waren?

Meine Pflegeoma war Jahrgang 1912 und damit sehr stark durch den NS-Erziehungsstil geprägt, ich weiß von meiner Mutter nur Andeutungen, sie hat nie geklagt und schlecht über ihre Mutter, also die Oma, geredet, die extrem dominant und herrschsüchtig war. Ich musste der Oma bedingungslos gehorchen. Wenn ich nicht tat, was sie wollte, nahm sie den Teppichklopper von der Wand und schlug mich. Ich bin aber nie so schwer gezüchtigt worden, dass ich blaue Flecken hatte, ich kann auch nicht sicher sagen, ob ich im Keller eingeschlossen wurde, aber ich hatte lange solche Alpträume, die erst im vergangenen Jahr im Frühjahr aufgehört haben.

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Kindheit?

Auf den wenigen Fotos aus meiner Adoptivfamilie bin ich immer mit stumpfem Gesichtsausdruck und nie lachend zu sehen. Ich erkenne zwar den Ort, von dem die Aufnahme stammt, aber ich kann keine Erlebnisse und Geschichten damit verbinden. Offenbar hat der Stress, sich immer richtig zu verhalten, alles überlagert. Bei der Oma habe ich in ständiger Anspannung gelebt: Wie geht es ihr gerade? Wie kann ich mich schützen und anpas-

sen, damit mir nichts passiert? Lebendige Erinnerungen fangen erst mit der Pubertät an: Konfirmation, Tanzschule, die erste Verliebtheit.

Menschenverachtende Erziehungspraxis, die auf Unterwerfung und Dressur abzielte, mussten in dieser Zeit auch viele leibliche Kinder ertragen.

Bei Adoptivkindern war – so habe ich es zumindest in den Sechziger- und Siebzigerjahren erlebt – die moralische Situation noch mal anders, sie erlebten eine Doppelbödigkeit. Ich fragte mich: Wie konnte diese Behandlung mit der Rettungsgeschichte, die ich als Kind im Kopf hatte, zusammenpassen? Sie stimmte übrigens auch nicht: Ein Pfarrer hatte mich in die Familie vermittelt. Es kommt aber häufig vor, dass Adoptivkindern erzählt wird, man hätte sie im Waisenhaus ausgesucht, weil das eine einfache Erklärung ist. Manchmal wird Kindern auch gesagt, dass die leiblichen Eltern bei einem Unfall ums Leben gekommen sind, doch eine solche Lügengeschichte ist schwerer aufrecht zu halten. Wenn Fragen gestellt werden, muss man sie mit immer neuen Lügen ausschmücken.

Inzwischen ist das Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung im Gesetz verankert. Warum ist das für Kinder, die nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen, von so großer Bedeutung?

Für die Entwicklung von Selbstbewusstsein, Selbstwirksamkeit und einer eigenen Identität ist es sehr wichtig, dass ein Kind seine Wurzeln und seine Herkunftsgeschichte kennt. Den Kindern sollte auch kein Gruselbild von der abgebenden Mutter vermittelt werden, sondern die Erklärung, dass es Mütter in Notsituationen gibt, die sich aus verschiedensten, oft auch guten Gründen nicht um ihr Baby kümmern können. Heute dürfen adoptierte Kinder ab einem Alter von 16 Jahren ohne Zustimmung ihrer Erziehungsberechtigten ihre Vermittlungsakte einsehen. Das setzt aber voraus, dass sie wissen, dass sie adoptiert sind.

Ein solches Kennenlernen kann auch schmerzhaft sein.

Sicher, wenn einen die leiblichen Eltern erneut zurückweisen und kein Interesse haben, ist das sehr traurig. Oder sie leben in Verhältnissen, wo man froh ist, dort nicht aufgewachsen zu sein. Ich kenne aber auch Adoptivkinder, die als Erwachsene mit ihren leiblichen Eltern und ihren Adoptiveltern in Kontakt bleiben. Ich hatte zumindest das Glück, dass ich weitere Geschwister gefunden habe.

Sie konnten sich trotz dieser traumatischen Kindheitserlebnisse ein erfolgreiches Leben aufbauen, haben Erziehungswissenschaften studiert und eine Familie gegründet. Warum haben Sie die Vergangenheit nicht einfach hinter sich gelassen?

Als meine Mutter, also die frühere Stiefschwester, 2016 plötzlich verstarb, bekam ich furchtbare Alpträume, da hingen noch andere Belastungen dran, ich hatte das Gefühl, kurz vor dem Herzinfarkt zu stehen, hatte nächtlichen Bluthochdruck und alles lief aus dem Ruder. Mein Körper hat mir also die Auseinandersetzung aufgezwungen. Es ging gar nicht anders, als mich aus dem Berufsleben rauszunehmen und mir Hilfe zu holen.

Was empfinden Sie heute für ihre leiblichen Eltern?

Für meine Mutter habe ich viel Mitgefühl und ich bin traurig, dass ich sie nicht mehr kennenlernen konnte. An meinem Vater hätte ich mich am liebsten für das gerächt,



Petra Welkers ist Erziehungswissenschaftlerin und arbeitete in verschiedenen Bereichen der Bildungs-, Arbeitsmarkt- und Gesundheitspolitik. Sie ist Mutter von zwei Kindern und hat sich seit 2017 intensiv mit der Geschichte ihrer Adoption und ihrer Familien auseinandergesetzt.

Heute berät sie andere Menschen, die nach ihrer Herkunft suchen. Ihr Buch „Geburtsgeheimnis. Adoption im Spiegel von Geschichte und Therapie“ ist im Verlag Tradition, Hamburg, erschienen.



PRIVAT (4)

„Sie war meine wichtigste Bezugsperson.“ – Petra Welkers mit ihrer „Mutter des Herzens“, die damals ihre Stiefschwester war.



„Ich habe in ständiger Anspannung gelebt.“

was er meiner Mutter angetan hatte. Aber das ist vorbei, ich habe verstanden, dass das nicht mein Part ist: Ich muss ihm nicht vergeben. Ich werde sein Verhalten nie akzeptieren, daran gibt es nichts zu beschönigen. Aber ich kann es inzwischen so stehen lassen und betrauern. Natürlich wäre es gut gewesen, wenn Behörden damals meine Mutter unterstützt und der Familiensituation nachgegangen wären, auch um die anderen Kinder besser zu schützen, von denen einige früh gestorben oder am Leben gescheitert sind.

Und wie stehen Sie zu Ihrer Pflege-Oma?

Nachdem ich damals erfahren habe, dass sie nicht meine Mutter ist, gab es keine Beziehung mehr. Ich dachte nur noch: Hauptsache weg von hier. Seit ich ausbezogen und im Studium war, hatte ich so gut wie keinen Kontakt mehr zu ihr. Sie hat in meinem Leben keine Rolle mehr gespielt. Ob sie Interesse daran gehabt hätte, weiß ich gar nicht, sie hat ja nie Gefühle geäußert. Ich habe sie als sehr kalt und distanziert erlebt. Aus ihrer Zeit heraus kann ich dafür heute sogar ein gewisses Verständnis aufbringen, ich habe jedenfalls keine Wut auf sie.

Sie schreiben in Ihrem Buch, dass Adoptierte eine Urwunde in sich tragen. Bedeutet das, dass auch Adoptivkinder, die in liebevollen Familien aufwachsen, traumatisiert sind?

Das kann passieren. Diese Urwunde resultiert ja aus dem frühen Verlust der leiblichen Mutter, in deren Bauch ein Kind neun Monate lang gewesen ist, deren Herzschlag es gespürt und deren Erlebnisse es geteilt hat. Adoptivkinder spüren in dieser Zeit den erheblichen Stress der Mutter, die sich entschließt oder beraten wird, ihr Baby wegzugeben. Die Trennung dieser engen Bindung ist traumatisch, selbst wenn ein Kind nach wenigen Tagen zu neuen Eltern kommt, die es lieben und

umsorgen. Diese Eltern empfinden großes Glück, weil sie sich wahrscheinlich schon lange ein Kind wünschen und dies jetzt durch eine Adoption erreichen. Das Kind erlebt aber einen tiefen Verlust.

Wie sollten Adoptiveltern damit umgehen?

Wenn dieser Verlust und die kindliche Traurigkeit von den Adoptiveltern nicht gesehen, sondern geleugnet oder tabuisiert werden, kann das auf Kinder traumatisch wirken. Sie glauben ihren eigenen Gefühlen nicht mehr, fühlen sich möglicherweise sogar schuldig, entgegen der Freude ihrer Adoptiveltern im Innersten traurig und nicht dankbar zu sein. Und Adoptiveltern sollten auch ihren unerfüllten Kinderwunsch verarbeitet haben, bevor sie sich zu schnell für eine Adoption entschließen. Sie müssen anerkennen, dass das Kind, das sie annehmen, zwar ihr Kind sein wird, dass es sich aber trotzdem um eine andere Konstellation handelt, mit der ehrlich umgegangen werden sollte.

Erkennen Sie an, dass Adoption für Kinder eine Rettung sein kann?

Mit dem Begriff Rettung tue ich mich aufgrund meiner eigenen Geschichte sehr schwer. Ich finde manchmal, Hilfe sollte – wenn es irgendwie geht – lieber da ankommen, wo Mütter und ihre Kinder in Not sind. Eine Adoption kann für ein Kind sicherlich eine Chance auf bessere Startbedingungen bedeuten, gerade heute, wo Adoptiveltern auch besser beraten und betreut werden. Aber Rettung? Das klingt mir zu sehr nach Dankbarkeit, kein Kind muss dankbar dafür sein, dass es auf der Welt ist. Es geht doch viel mehr um bedingungslose Liebe, dass man füreinander da ist, auch wenn's mal nicht gut läuft. Am Muttertag werde ich mich jedenfalls an alle drei Mütter erinnern – und was sie in meinem Leben bedeutet haben.